Orchideen und ihr Handel.

Von **O. Sperber.**

„Die Urheimath der Orchideen sind die Urwälder aller tropischen Gegenden, in denen ungezählte Spezien dieser so begehrten Schmarotzerpflanze vorkommen. Bei der Mehrzahl der Menschen ruft das Wort Urwald die sonderbarsten Gefühle wach und meist denken sie unwillkürlich an wilde Jagden und verwegene Abenteuer, was in Wirklichkeit durchaus unzutreffend ist.

Beim Eintritt in den wirklichen Urwald empfängt uns eine warme mit großem Feuchtigkeitsgehalt durchtränkte Luft. Der dunkle Boden ist meist mit einer dicken porösen Humusschicht bedeckt, der das von den Blättern beständig herabtropfende Naß leicht aufsaugt. Dadurch ist also die Basis für ein üppiges Pflanzenleben, wie es eben nur der tropische Urwald hervorbringt, geschaffen.

Baumriesen von unglaublichem Umfange erheben ihre Riesenkronen gen Himmel und im pflanzlichen Kampfe um's Dasein versuchen sozusagen alle Bäume ihr bestes, um das Sonnenlicht zu erreichen, denn jeder Baum strebt darnach, aus dem Dämmerlichte des Urwaldes hinauszuwachsen. An Stämme und Aeste dieser Baumriesen wiederum klammern sich Lianen und sonstige Schlingpflanzen, die sich von Baum zu Baum schlingen und dem Ganzen einen eigenartig schönen Anstrich verleihen. Außerdem hängen die Bäume in der Mehrzahl voll von Schmarotzerpflanzen, Orchideen, welche ihre Nahrung von dem Baume selbst beziehen. Am schönsten ist der Urwald gegen Ende der Regenzeit, um welche die hunderte von Pflanzen in Blüthe stehen und so dem Walde ein farbenprächtiges, imposantes Aussehen verleihen.

So sieht also die Urheimath der Orchideen aus und es ist gewiß selbst für den Laien leicht verständlich, daß das Aufsuchen und Sammeln dieser Pflanzen keine leichte und mühelose Arbeit an sich darstellt. Es wäre daher auch für einen Europäer oder besser gesagt Zivilisationsmenschen eine ganz vergebliche Liebesmühe selbst Orchideen sammeln, oder solche etwa gar aus dem Baum- und Pflanzengewirr herausholen zu wollen. Ganz abgesehen davon, würde derselbe beim Besteigen der Bäume nur zu bald gewahr werden, daß er bei solchen Kletterpartien mehr Haut und Kleider verliert, als er zuzusetzen hat, erwartet ihn, wenn er endlich sein ersehntes Ziel erreicht hat, noch eine schmerzliche Ueberraschung, welche ihm meist eine Wiederholung gründlichst verleidet. Es ist nämlich eine Eigenart, daß meist in der Nähe oder öfters sogar in den Wurzeln der Orchideen selbst, Ameisen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, welche jeden Angriff mit wüthenden Bissen abzuwehren versuchen. Einem Neuling kann oder wird es daher meist passiren, daß er froh ist, wenn er wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt. Zu dieser Ameisenplage gesellen sich dann noch Wespen und Milliarden von Mosquitos, so daß selbst der langmüthigste Mensch von dieser Plage zur Verzweiflung gebracht werden kann. Die erfahrenen Orchideensammler werden daher auch nie selbst den Versuch machen, Orchideen von den Bäumen herunterzuholen, und wären es auch die kostbarsten Exemplare, diese wenden ein viel einfacheres und dabei auch bequemeres und billigeres Verfahren an. Dieselben schlagen temporär in einer Indianeransiedlung ihr Standquartier auf und veranlassen durch kleine Geschenke oder auch geringe Barzahlung die rothhäutigen Söhne des Urwaldes abwechslungshalber auf die Orchideenjagd auszuziehen. Sucht man nun eine besondere Spezialität, von welcher man weiß, daß dieselbe in der betreffenden Gegend vorkommt, so genügt es, den Indianern eine naturgetreue Farbenskizze davon zu zeigen und in wenigen Tagen wird man Mengen von der gewünschten Pflanze abgeliefert bekommen. Das eigentliche Sammeln der Orchideen ist daher für den Praktiker bei weitem nicht so umständlich, kostspielig oder gar gefährlich, als es sich die Laien für gewöhnlich vorstellen. Die Hauptschwierigkeiten dabei bereiten die Reisen und der Transport der gesammelten Pflanzen.

Aus leicht begreiflichen Gründen sind die Urwälder, welche von den Hauptverkehrsstraßen verhältnismäßig leicht zu erreichen sind, meist schon gründlich ausgebeutet d. h. die dort vorkommenden Orchideen sind durchweg bereits auf dem Markte in genügend großen Mengen vertreten, so daß sich deren Sammlung nicht mehr verlohnt. Die Sammler sind daher heute gezwungen, weit in das Innere der Länder einzudringen um neue, oder doch weniger bekannte und werthvollere Orchideen finden zu können. Die ergiebigsten Gebiete für den Orchideensammler im tropischen Amerika sind die oberen Flußläufe des Amazonenstromes, dann des La Plata-, des Paruguay- und des Orinocoflusses, alles Riesenströme von unglaublicher Länge. Der Amazonenstrom allein ist auf einer Länge von rund 4000 Kilometer für Ueberseedampfer schiffbar, während seetüchtige Dampfer den La Plata, Paruna und Paruguay bis auf rund 3000 Kilometer hinaufgehen, und nach Ueberwindung dieser Strecken muß der Orchideensammler dann noch meist Wochen, ja sogar Monate stromauf in Ruderbooten fahren, um ergiebige Sammelfelder zu finden. Gehören nun an und für sich schon nicht derartige Bootfahrten zu den Annehmlichkeiten des Lebens, so werden diese noch durch klimatische Vorbedingungen und das Entbehren jeglichen Komforts, sowie das Mitschleppen von Proviant etc. für den Durchschnittsmenschen geradezu zur Tortur. Die Mehrzahl der dort zur Verfügung stehenden Boote sind kiellose Flachboote, die mehr einem Backtroge ähneln als einem Fahrzeuge und es gehört indianische Geschicklichkeit dazu, dieselben sach- und sachgemäß als Fahrzeuge nutzbar zu machen, und selbst dann kommt ein Umkippen derselben noch oft genug vor, denn eine einzige unglückliche Bewegung und das Ding kippt glattweg um. Andererseits sind die Oberläufe der Flüsse sehr oft durch Stromschnellen und Wasserfälle gesperrt und müssen in solchen Fällen Waaren und Boote oft meilenweit über Land geschleppt werden, um diese Hindernisse zu umgehen.

Ist nun der Sammler endlich an Ort und Stelle angelangt und hat er genügend Pflanzen gesammelt, oder besser gesagt, sammeln lassen, dann kommt die größte Schwierigkeit, d. h. das Verpacken und Verschicken der Pflanzen selbst. Kann der Transport per Boot ausgeführt werden, so ist dies noch verhältnismäßig leicht. Die Orchideen werden nämlich stets so abgehauen, daß ein Stück des Baumes, resp. der Borke, an der dieselbe festgewachsen ist, an der Pflanze belassen wird. Mit Bast wird dann die Pflanze vorsichtig und sorgfältig an das Holzstück festgebunden. Meist wird die Pflanze dann noch in Moos eingehüllt und darauf gesehen, daß dasselbe stets eine gewisse Feuchtigkeit enthält. In diesem Zustand werden die Pflanzen dann in Boote gepackt und stromabwärts verschifft. Für den Transport auf den Ueberseedampfern werden die so präparirten Pflanzen in Kisten, welche mit Luftlöchern versehen sind, gepackt und muß auf der Ueberfahrt dann gut Obacht gegeben werden, daß das die Pflanzen umhüllende Moos weder zu trocken noch zu feucht gehalten wird.

Im tropischen Amerika kann man das Vorkommen der Orchideen in zwei Zonen eintheilen und zwar die rein tropischen Urwälder der Niederungen und die subtropischen Höhen. Das Sammeln von Orchideen in den subtropischen Höhen ist verhältnismäßig leichter als in den tropischen Niederungen. Schon die klimatischen Vorbedingungen sind solche, welche dem Nichteingeborenen das Leben viel erträglicher machen, auch sind die Urwälder hier nicht so dicht und vor allen Dingen die Ungezieferplage nicht so groß. Das Aufsuchen dieser Zonen ist allerdings ebenfalls recht anstrengend und für den Neuling auch nicht ungefährlich. Um nach diesen Gegenden zu gelangen, heißt es im Sattel auf Maulthieren die mehrere tausend Meter hohe Andenkette zu überklettern. Auf erschreckend schmalen und dabei unglaublich steilen Saumpfaden, welche sich meist an den steilen Abhängen von tiefen Schluchten hinziehen, klettern die Maulthiere sicheren Schrittes entlang bis hinauf zur Schneegrenze, welche in diesen Regionen auf ca. 5000 Metern beginnt. Ein Fehltritt des Thiers würde genügen, um den Reiter hunderte von Metern hinunter in die Schlucht zu befördern, wo derselbe mit zerschmetterten Gliedern seinen Tod fände. Was in leichten Rindenbooten auf den Urwaldströmen die indianische Geschicklichkeit zuwegebringt, thut hier der stoische Gleichmuth und sichere Tritt der Maulthiere und in des Wortes vollster Bedeutung läßt sich behaupten, daß das Leben des Reiters auf solchen Wegen nicht in seiner Hand, sondern in der mehr oder weniger größeren Sicherheit der Beine der Maulthiere beruht. Schwindelfrei müssen selbstverständlich Personen, die derartige Wege benutzen wollen, sein und außerdem sehr kräftige Lungen und gesunde Herzthätigkeit haben. Bei der Mehrzahl der nicht an die dort vorherrschenden atmosphärischen Verhältnissen gewöhnten Personen stellt sich meist bei einer Höhe von 2500 bis 3000 Metern bereits die Höhenkrankheit ein, welche bei Eintritt zu Anfang an Seekrankheit erinnert, dann aber in heftige Kopfschmerzen übergeht und Personen mit schwacher Herzthätigkeit sehr gefährlich wird. Das Versenden der in diesen subtropischen Zonen gesammelten Orchiden, welche nebenbei gesagt, die denkbar prachtvollsten Spezien beherbergen, von denen verhältnismäßig nur wenige bisher auf dem Markte bekannt sind, bietet noch bedeutend größere Schwierigkeit, als der aus den tropischen Niederungen. In erster Linie müssen hier die Pflanzen von Anfang an in Kisten so verpackt sein, daß dieselben bequem auf Maulesel geladen werden können. Ist dies gethan, dann beginnen aber erst die wirklichen Schwierigkeiten, indem es nun heißt, die frostempfindlichen Pflanzen sicher über die eisig kalten Höhen der Anden zu bringen und dabei auch noch Vorkehrungen zu treffen, daß den Pflanzen in der scharfen trockenen Höhenluft nicht die nöthige Feuchtigkeit mangelt. Zweifellos sind es diese schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche es bisher verhindert haben, daß die prachtvollen Orchideen aus diesen Regionen in größerer Zahl auf den Markt gebracht wurden. In Quito, der Hauptstadt der Republik Ecuador, hatte ich persönlich Gelegenheit, eine viele hunderte von Spezien umfassende Orchideensammlung in dem Garten des englischen Konsuls zu sehen und dürfte dies zweifellos die umfangreichste und vielfältigste Orchideensammlung im Freien sein, welche existirt. Allerdings ist dies auch nur in einem solch idealen Klima, wie es die Stadt besitzt, möglich, denn obwohl dieselbe auf einer Höhe von 2850 Metern liegt, besitzt sie eine Durchschnittstemperatur von 60 Grad, was bei der Nähe des Aequators leicht erklärlich ist. In Popagan, Columbien, traf ich auf meiner Reise einen bekannten Orchideensammler, welcher für gewöhnlich alle drei Jahre eine Sendung von ausgewählten Orchideen nach Europa brachte, und dabei sich ein Vermögen erworben hatte. Derselbe war Deutscher, gelernter Gärtner von Hause aus, wurde vor ca. zwanzig Jahren von einer Brüsseler Orchideenhandlung nach Südamerika gesandt. Später machte er sich selbständig und ist sehr gut dabei gefahren. Auch dieser besaß eine recht bedeutende Orchideensammlung in seinem Garten und züchtete durch Besamung verschiedener Orchideenspezien neue Arten. Seiner Erfahrung nach muß diese Kreuzung aber öfters wiederholt werden, da die Spezien, aus einer Kreuzung hervorgegangen, sehr oft zurückschlagen; sicher, daß die Kreuzungsspezies bestehen bleibt, kann man diesem Fachmanne nach erst dann sein, wenn diese fünfmal dieselbe Blüthe hervorgebracht hat.

Die Preise nun, welche für gute Orchideen bezahlt werden, sind ganz verschieden und werden dieselben von der mehr oder weniger großen Seltenheit der Pflanze selbst bestimmt. Die gewöhnlich gängigsten Sorten, welche alljährlich in großen Mengen auf den Markt kommen, wie die aus Brasilien stammende Cattleyas: labiata, hopoldii, guttata und grannlosa kann man an Ort und Stelle meist für 9 bis 18 Cents bekommen. Für seltene Exemplare hingegen sind schon oft 100 bis 500 Dollars und noch mehr bezahlt worden. Die lilienartige Eucharis z. B., welche einst aus der Amazonregion für einen reichen Londoner nach England gesandt wurde, soll heute gar nicht mehr vorkommen. Schon mehrfach wurden Sammler auf die Suche nach dieser Spezies ausgesandt, ohne daß es bisher gelungen wäre, dieselbe wiederzufinden. Cattleyas Superba wurde ebenfalls längere Zeit vermißt, später aber am oberen Rio Negro, nahe dem Quellengebiete des Orinocos, wiedergefunden.

Für die Spezie Catteleya Warnerit wurden in den letzten Jahren durchschnittlich 200 Pfund Sterling, also rund 1000 Dollars geboten. Durchschnittlich werden in je eine Kiste 80 Pflanzen verpackt, und ist dies sach- und sachgemäß geschehen, so halten die Pflanzen leicht einen Transport von 30 bis 40 Tagen aus. Eine solche Kiste kostet von Paru, Pernambuco, Bahia oder Rio de Janeiro bis New York von 12 bis 20 Dollars. In Brasilien ist für die Ausfuhr von Orchideen ein Exportzoll von 64 Cents per Hundert und in den Ver. Staaten ein Importzoll von 25 Prozent vom Werthe zu zahlen.

Im Urwald.

Transport der Orchideen.

Brasilianische Orchideen.

Wenn Frauen reisen u. kaufen.

Humoreske von Freiherr **von Schlicht.**

Meine Frau ist die geborene Reisetasche, die gar nicht aus dem Coupé herauskommt. Wir bewohnen unsere große, hübsche Villa eigentlich nur, um dort von den erledigten Reisen auszuruhen und um fortwährend neue Reisepläne zu schmieden. Wir pflegen alljährlich Mitte Mai von Haus fort zu gehen und am 15. September zurückzukommen. Drei Tage lang freut meine Frau sich dann, einmal wieder im eigenen Bett schlafen zu können, aber spätestens am 18. September fängt sie an, mit mir darüber zu sprechen, wohin die nächste Sommerreise gehen soll. Am 20. September sind wir uns darüber einig, am 21. September sind wir uns uneinig, am 22. haben wir neue Reisepläne gefaßt, am 23. muß ich an die in Frage kommenden Hotels schreiben, ob und zu welchem Preis wir am 15. Mai des nächsten Jahres Zimmer erhalten können, am 24. muß ich im Winterkursbuch nachsehen, mit welchem Zug wir am 15. Mai am besten fahren. Am 25. September hat meine Frau fest beschlossen, daß sie am 15. Mai, trotzdem wir erst spät Abend am Ziel ankommen, doch noch die Koffer auspacken lassen will, ehe sie sich schlafen legt, und am Weihnachtsabend, oder sonst bei einer ganz unerwarteten Gelegenheit, erklärt mir meine Frau dann plötzlich, sie habe es sich doch anders überlegt, sie würde am 15. Mai Abends sicher zu müde sein, um noch auspacken zu können, das hätte ja auch noch bis zum nächsten Morgen Zeit.

So war auch schon die letztjährige Sommerreise im Herbst vorvorigen Jahres in allen Einzelheiten festgelegt. Wir wollten zunächst auf vier Wochen nach dem herrlich gelegenen Weißenbach am Attersee und im Anschluß daran auf längere Zeit nach St. Moritz, vorausgesetzt natürlich, daß nichts dazwischen käme. Aber es kam etwas dazwischen, und dieses „Etwas" war ein stark schmerzender Backenzahn, den ich mein eigen nannte. So fuhr ich denn nach Berlin zu meinem Zahnarzt, dem einzigen Zahndoktor, dem ich auf der ganzen Welt vertraue. Ich hoffte, nach drei, spätestens nach vier Tagen zurückkommen zu können, aber der Mensch denkt und der Zahnarzt lenkt — die amerikanische Bohrmaschine. Und als er die nur einmal probeweise in meinem Mund herumgelenkt hatte, da konstatirte er, daß nicht nur ein Zahn krank sei, sondern viele, und daß ich mindestens sechzehn Tage bei ihm zu thun habe.

Der Gedanke, sechzehn Tage hindurch viele Stunden bei dem Zahnarzt sitzen zu müssen, verwirrte meine Sinne und ließ mich in eine Ohnmacht fallen.

Als ich nach drei Tagen im Hotel, wohin man mich gebracht hatte, die Augen wieder aufschlug, saß meine Frau an meinem Bett. Die war inzwischen auch nach Berlin gekommen, einmal, weil sie es sich nicht zu erklären vermochte, warum ich so lange nicht geschrieben hatte, dann aber auch, weil ihr inzwischen eingefallen war, daß sie die Zeit meines Berliner Aufenthaltes benutzen könne, um in den verschiedenen Waarenhäusern ein paar Besorgungen zu machen. Wenn Wertheim Orden zu verleihen hätte, müßte meine Frau schon längst den Einkaufsorden erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern besitzen.

Was eine Frau schon ein paar Besorgungen nennt! Ich war dicht daran, abermals in eine Ohnmacht zu fallen, aber meine Frau hielt mich im letzten Augenblick davon ab, indem sie hoch und heilig schwur, es handle sich wirklich nur um ein paar Kleinigkeiten.

Wie glücklich wären wir Männer, wenn wir es uns endlich abgewöhnen könnten, den Schwüren einer Frau zu glauben. Die Zeiten, da ich allen Schwüren traute, sind Gott sei Dank längst vorüber; aber hin und wieder wird der Glaube in mir wach, daß es auf der ganzen weiten Welt doch wenigstens eine Frau geben muß, die keinen Meineid schwört. Und aus diesem Gedankengang heraus glaubte ich meiner Frau. Ach, hätte ich es doch nicht gethan!

Schon am nächsten Morgen ging meine Frau ins Waarenhaus, ich aber ging zu meinem Zahnarzt. Die Bohrmaschine raste in meinen Zähnen herum, aber ich gab keinen Schmerzenslaut von mir, denn ich hatte mir fest vorgenommen, tapfer die Zähne zusammenzubeißen. Aber wie soll man etwas verbeißen, wenn man den Mund offen halten muß und immer ermahnt wird: „Bitte, ganz weit auf."

So stöhnte und ächzte ich denn in dumpfer Qual, bis es dann endlich für den ersten Tag genug war. Dann eilte ich in das Hotel, meine Frau sollte mich trösten und bemitleiden, daß ich so viel hatte aushalten müssen, aber meine Frau war noch im Waarenhaus.

Endlich kam sie freudestrahlend zurück. Auf ihrem Kopf thronte ein neuer Hut, die erste Kleinigkeit. Dem Umfang nach im Verhältnis zu den Riesenhüten der früheren Saison wirklich nur eine Kleinigkeit.

Aber wo ist die Frau, die da ausgeht, um sich einen Hut zu kaufen, sich wirklich nur einen kauft? Wo ist eine solche Frau?

Das beste Mittel, eine Frau gesprächig zu machen, ist, sie nicht zu fragen, und so erfuhr ich denn auch schon nach wenigen Minuten, meine Frau hatte sich sechs Hüte gekauft.

Ich athmete erleichtert auf, ich war auf eine schlimmere Botschaft gefaßt gewesen. Und als meine Frau sah, daß ich gar nicht schalt, sagte sie glückstrahlend: „Nicht wahr, ich bin sparsam gewesen? Die anderen sechs kaufe ich mir morgen, ich konnte heute wirklich nicht mehr aussuchen, es macht doch sehr müde und spannt ab."

„Der Zahnarzt auch," warf ich leichthin ein.

Meine Frau machte ein ganz trauriges Gesicht: „Ach so, ja richtig, Du warst bei dem Zahnarzt. Du Aermster hast gewiß viel aushalten müssen? Na, es ist nur gut, daß ich bei Dir bin, da brauchst Du nicht allein im Hotel herumzusitzen, und Du weißt doch auch, wie rasend gern ich in die Waarenhäuser gehe."

„Lerne zu gehen, ohne zu kaufen," rief ich ihr zu, „oder wenn Du kaufst, dann denke daran, daß diese gänzlich unerwartete Reise ohnehin ein schweres Stück Geld kostet. Wenn wir hier eine bestimmte Summe überschreiten, muß ich ohnehin das für den Sommer zurückgelegte Geld angreifen."

Aber meine Frau widersprach: „Das darfst Du unter keinen Umständen, Du wirst schon sehen, ich kaufe nur das Allernothwendigste."

Was eine Frau schon das Allernothwendigste nennt!

Als meine Frau nach weiteren vier Tagen von ihren Einkäufen zurückkam, überraschte sie mich mit der Nachricht, daß wir in diesem Sommer unsere Reise ganz bedeutend abkürzen wollten: „Wirklich, ich habe es mir überlegt, was sollen wir am Attersee? Gewiß ist es dort sehr hübsch, aber wenn wir ein paar Wochen nach St. Moritz gehen, ist es mehr als genug. Zu Hause ist es doch am schönsten, besonders jetzt, wo ich mir heute Morgen für unser Eßzimmer einen neuen, großen Perserteppich gekauft habe."

„Ganz wie Du meinst," stimmte ich meiner Frau bei, „anstatt am Attersee kannst Du ja dann vier Wochen hindurch auf Deinem Perserteppich sitzen und, wenn es Dir Spaß macht, sogar mit gekreuzten Beinen."

Meine Frau machte ein etwas beleidigtes Gesicht: „Sei doch froh, daß wir die Reise etwas abkürzen, ich würde an Deiner Stelle die Hotelzimmer gleich wieder abbestellen. Wir brauchen hier doch trotz aller Sparsamkeit sehr viel Geld, und dabei gehe ich fortwährend zu Fuß, nur, um kein Geld für die Elektrische ausgeben zu müssen. Das Geld, das ich da spare, gebe ich lieber den armen, blinden Leuten, die auf der Straße Veilchen verkaufen. Du weißt doch, die Veilchen sind meine Lieblingsblumen."

„Spare so weiter," bat ich, „und Dein Vermögen wird sich in kürzester Zeit ganz gewaltig vermehrt haben."

Und meine Frau sparte weiter, bis mein Zahnarzt mir dann eines Morgens erklärte, er hoffe, in drei Tagen mit den Zähnen fertig zu sein. Gott sei Dank, da hatte das Kaufen ein Ende. Aber dieses Ende kam schon eher, es war sogar schon da, als ich Mittags in das Hotel zurückkehrte. Da lag meine Frau schachmatt im Bett und stöhnte und jammerte, sie konnte nicht mehr, das Einkaufen hatte sie zur Strecke gebracht. Nun lag sie da, streckte die müden Glieder von sich, bis sie dann plötzlich zu mir sagte: „Weißt Du, ich habe es mir überlegt, wir wollen diesen Sommer gar nicht reisen. Nach dem Attersee können wir so wie so nicht mehr, und ob wir nun St. Moritz wiedersehen oder nicht, was liegt daran? Die Hauptsache bleibt doch, daß Du mich lieb behältst."

Die Worte durften nicht kommen, denn wenn eine Frau schon an die Liebe ihres Mannes appelliren muß, ist ihr Gewissen schlechter als schlecht.

So sagte ich denn: „Gieb einmal der Wahrheit die Ehre, wieviel Geld hast Du bei Deinem Einkauf ausgegeben?"

Und als ich die Wahrheit erfahren hatte, multiplizirte ich die Summe im stillen mit zwei, legte noch fünfhundert Mark hinzu und nannte dann meinerseits meiner Frau die richtige Summe, denn alle Frauen haben eine Eigenthümlichkeit, sie leiden alle an demselben Sprachfehler, sie können keine Zahl richtig aussprechen. Ich hatte das Richtige getroffen, meine Frau starrte mich eine ganze Weile fassungslos an, bis sie mich dann endlich fragte: „Woher weißt Du?"

Dann aber kamen ihr plötzlich die Thränen der Reue. Ach, warum hatte sie nur so viel gekauft! Sie weinte Bäche, Ströme und Seen, wenigstens den ganzen Attersee. Ach, auf den hatte sie sich so gefreut, und nun erst auf St. Moritz! Den ganzen Herbst und Winter hindurch hatte sie sich alles genau für die Reise überlegt, und nun war es mit allem vorbei, denn die ganze sommerliche Reisekasse war bis auf den letzten Pfennig verausgabt.

Und dann erfuhr ich, wer einzig und allein daran schuld sei. Nur ich, jawohl ich, denn wenn ich keine Zahnschmerzen bekommen hätte, hätte meine Frau nicht nöthig gehabt, mich zu besuchen, und wenn sie mich nicht besucht hätte, wäre sie nie und nimmer in die Waarenhäuser gegangen und hätte nicht so viel Geld ausgegeben. Ich allein war daran schuld, daß meine Frau nun meinetwegen auf die schöne Sommerreise verzichten mußte. Aber das durfte ich ihr nicht anthun.

Da streckte ich die Waffen und erklärte mich für besiegt. Mit heiligen Eiden schwur ich meiner Frau, um sie wieder zu beruhigen, daß sie nicht ebenso wie ich unter meinen Zahnschmerzen zu leiden brauche, daß wir doch im Sommer nach dem Attersee und nach St. Moritz gehen würden.

Und nachdem ich geschworen hatte, sah meine Frau mich voller Liebe an und sagte: „Dann ist es gut, dann will ich Dir auch nicht mehr böse sein, daß Du mich zu all diesen vielen völlig unnützen Ausgaben verleitet hast!"

Vierter Klasse.

Skizze von **W. Scharrelmann.**

Ich sitze in einem Abtheil der Vierten und fahre ein paar Stationen hinaus in's Freie, nur um wenigstens für einige Stunden dem Qualm und Dunst der Großstadt zu entrinnen.

Der Wagen gedrängt voll. Leute mancherlei Schlages. Die meisten sind Arbeiter, die Feierabend gemacht haben und nun heimfahren. Die wenigen Sitzplätze im Wagen sind dicht besetzt. Alles andere hockt auf Körben und Koffern oder hält sich bei dem Schwanken des Wagens stehend an den Lederriemen, die braun und fett wie geräucherte Aale unter der Decke baumeln.

Neben mir sitzt eine Frau. Aus ihren Kleidern strömt der eigenthümliche, durchdringende Geruch, den nur Landbewohner haben. Ihren mit kurzgeschnittenem Häcksel gefüllten Korb hat sie vor sich auf den Fußboden gestellt. Wahrscheinlich hat sie Eier in der Stadt verhandelt. Nun sitzt sie und zählt ihr Geld, langsam, bedächtig. Geduldig machen die Lippen jede Bewegung mit.

Während sie zählt, betrachte ich sie. Sie muß bereits nahe an den Fünfzigern sein. Ihr Haar ist ergraut und das braune Gesicht zeigt Runzeln über Runzeln. Die Augen haben rothe Ränder, und die Hände sehen zerarbeitet, braun und rissig aus, mit schmutzigen Fingernägeln.

Gute Geschäfte gemacht? frage ich, als sie mit Zählen fertig zu sein scheint und innehält.

Aber sie antwortet nicht, schüttelt nur stumm den Kopf und beginnt ein wenig hastiger von neuem zu zählen.

Nachdem sie abermals zu Ende ist, beginnt sie alle Taschen durchzukramen, aber sie bringt nicht einen einzigen Nickel mehr zum Vorschein.

Noch einmal beginnt sie zu suchen. Erst die Tasche im Oberkleid, dann die im Unterkleid. Zuletzt kommt ein Beutelchen dran, das sie zwischen dem Häcksel in einem ihrer beiden Körbe hervorholt. Aber es ist vergeblich. Sie findet keinen Pfennig mehr.

Ihr Gesicht ist starr geworden, von einer fahlen Blässe bedeckt.

Regungslos verharrt sie. Dann beginnt sie plötzlich von neuem zu zählen, noch langsamer und gründlicher als vorher, die Zahlen halblaut vor sich hinmurmelnd.

Als sie wiederum zu Ende ist, bekommt ihr Ausdruck etwas ungeheuer Trostloses. Es ist, als wäre sie zu Stein geworden, so ruhig sitzt sie da, so fahl und grau ist ihr Gesicht.

Worüber mag die Alte nachdenken? Was fehlt ihr?

Der Zug donnert über eine Brücke.

Trum — rum — rum! — trum—rum rum! machen die Räder.

Niemand quält sich um die Alte.

Jetzt sehe ich erst, daß ein Kind zu ihr gehört, ein Mädel von neun Jahren etwa, flachsfarbig und blauäugig.

Auch das Kind hat bemerkt, daß es mit der Alten nicht seine Richtigkeit haben muß!

Angstvoll steht es vor ihr, drängt sich an ihre Knie und starrt ihr besorgt in's Gesicht.

„Mudder, wat fehlt die?"

Die schüttelt stumm den Kopf, flüstert aber dann dem Kinde leise ein paar hastige Worte in's Ohr.

Die Kleine beginnt zu weinen. Erst füllen sich die Augen mit Thränen, dann rollen ein paar über die Wangen, und zuletzt beginnt sie laut zu schluchzen. Nun werden allmählich die übrigen aufmerksam, die Arbeiter drüben auf der Bank gegenüber, der Bursch mit dem kalkbeschmutzten Hut und den hohen Schaftstiefeln, auf denen noch der Staub der Arbeit liegt, und das junge Mädchen drüben am Fenster.

Eine Frau, die müde und vergrämt auf einem alten Koffer hockt und ihrer Nachbarin eben auseinandersetzt, daß sie seit heute Morgen um 5 Uhr unterwegs ist, fragte die Alte, was los ist?

Die stößt nun mit ein paar Worten heraus, daß sie in der Stadt Eier verhandelt hat und daß ihr 2 Mark an ihrem Gelde fehlen. Irgend Jemand muß ihr falsch herausgegeben haben. Und sie muß die Eier selbst kaufen, die sie in die Stadt trägt.

Alle lauschen herüber, während sie spricht, und die neugierig gespannten Blicke, die auf ihr liegen, werden weich und mitleidig, als sie schweigt und sich noch einmal auffeufzend über ihr Geld hermacht und noch einmal zu zählen beginnt.

Vielleicht, daß sie sich doch vorhin beim Zählen versehen hat?

Wie ich die Alte sehe, schüttelt mich das Mitleid. Zwei Mark! Ganze zwei Mark! Und so viel Kummer darum! Wie gern möchte ich der Alten das Geld geben. Es zuckt mir in der Hand. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Es sieht so protzig aus, wenn ich nun in die Tasche lange und sage:— Ja, was sagt man da?

Ich bin unglücklich, daß mir nicht einfallen will, was man in solchem Falle sagt...

Während des zieht der Bursch drüben, der mit dem kalkbeschmutzten Hut, eine Harmonika aus der Tasche und fängt an darauf zu spielen.

Unpassender kann ja wohl nichts sein, als zu dem Kummer der Alten, der ihr doch deutlich genug im Gesicht geschrieben steht, noch Musik zu machen!

Das Kind dauert mich am meisten. Es weint, als wenn es die zwei Mark selbst verloren hätte. Es wird von uns allen am besten wissen, wie viel das Geld für die Mutter bedeutet.

Die Räder stoßen; Trum — rum — rum!

Der Bursch drüben hat sein Stückchen ausgespielt. Nun geht er auch noch sammeln, den Hut in der Hand.

Aber außer mir scheint sich Niemand daran zu stoßen. Im Gegentheil: aus allen Taschen wandern Nickel und Kupferstücke in den Hut.

Auch zu mir kommt er, ein leises Lächeln um den dürren Mund.

Ich wende mich ab, geärgert und unwillig.

Aber der Bursch verzieht keine Miene, wendet sich dafür an meine Nachbarn und schüttet plötzlich der Alten das gesammelte Geld in den Schoß. Dann kehrt er an seinen Platz zurück, als sei nichts geschehen.

Die Alte ist völlig überrascht. Sie will danken, kann aber keine Worte finden, ist völlig rathlos und verwirrt.

Im selben Augenblick knirschen die Bremsen. Der Zug hält mit einem Ruck.

Ich fühle, ich bin gluthroth geworden.

Wenn es so gemeint war! — Beschämt will ich mein Portemonnaie hervorholen. Aber es ist schon zu spät. Ich sehe noch, wie die Alte draußen steht, kopflos und rein verwirrt vor Ueberraschung und Glück...

Dann wird die Thür wieder zugeworfen, die Lokomotive pfeift und rumpelnd fährt der Zug weiter. Der Schein der untergehenden Sonne liegt glühend roth in den Scheiben der Fenster.

Die Franzosen in Schlesien 1813.

In Schlesien hat sich das Andenken an die Franzosen zur Zeit der Freiheitskriege noch lebendig erhalten. Die Berichte aller Gemeinden sind voll von Greuelthaten. Die Schlösser in Zobten und Hohlstein wurden ausgeplündert, jenes vom Lauriston'schen Korps, dieses vom Marmont'schen, und mit Muthwillen alles zerstört, was nicht mitzunehmen war. In Hohlstein rissen die französischen Soldaten selbst einem Säugling die Kleidungsstücke ab. Ebenso erging es allen Dörfern, wohin die französischen Truppen am 21. August 1813 kamen. In Seitendorf brachen die Franzosen in alle Häuser ein, plünderten, warfen Kranke und Sterbende aus den Betten, schlugen Männer und Greise, brachen in die katholische Kirche ein, warfen die Leichname aus den Särgen der herrschaftlichen Gruft und trieben Spott mit ihnen. Alles, was ihnen unbrauchbar erschien, wurde verbrannt. Auch die Thür der evangelischen Kirche wurde eingeschlagen; haufenweise drangen die Franzosen ein, fielen über die Hostien her, rissen den Altar entzwei, zertrümmerten die Orgel und raubten, was sie vorfanden. Ebenso war es in Groß-Hartmannsdorf: dieselben Mißhandlungen, Plündereien und Kirchenräubereien.

— Das Chloroform wurde von Guthrie schon 1831 erfunden, doch erst 1847 zum ersten Male bei chirurgischen Operationen angewendet.